

Meine Tante Aldona Sulskyte hat mir einmal erzählt, wie sie gemeinsam mit ihrer Freundin Dalia Grinkeviciute in einem Hotel in Vilnius zufällig Jelena Bonner traf. Sie kannten sich nicht, kamen aber schnell ins Gespräch. So erfuhren sie aus erster Hand von den Schauprozessen gegen die Kreml-Ärzte im Jahr 1952. Jelena Bonner ist bekannt, sie war die Frau Andrej Sacharows. Wer aber war Dalia Grinkeviciute?

1988, kurz vor dem Fall der Berliner Mauer, wurde die litauische Freiheitsbewegung „Sajudis“ zu einem Massenphänomen. Unter den mutigen Sprechern der Bewegung war Dalia Grinkeviciute nicht zu sehen. Sie war Weihnachten 1987 im Alter von sechzig Jahren gestorben, wenige Monate vor der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen in ihrer Heimat.

Wie und warum sind diese Erinnerungen überhaupt entstanden? „Vergangenheitsbewältigung“ war in Litauen bis 1990 nicht erwünscht. Bestimmte Themen waren sogar strikt verboten, allen voran die Verbannung vieler Litauer während der Stalin-Zeit und die Unterdrückung im Sowjetstaat. Ihre Erinnerungen an die Deportation hatte Dalia Grinkeviciute in den fünfzig Jahren als junge Frau aufgezeichnet, in ein Weckglas gesteckt und vergraben. Als das Gefäß mit den Erinnerungen nicht mehr zu lokalisieren war, schrieb Dalia Grinkeviciute ihre Erinnerungen in den Siebzigern nochmals auf. Über Jahre trug die engste Freundin das Papierbündel am Leib. Ende der siebziger Jahre erhielt Andrej Sacharow die Erinnerungen und sorgte dafür, dass sie im russischen Samisdat-Almanach „Pamjat“ erschienen. Auf Litauisch erschienen sie 1988 in einer Kulturzeitschrift.

Am 23. August 1939 hatten Hitler und Stalin ihre Außenminister einen Nichtangriffspakt unterzeichnen lassen, 1941 wurde Litauen von der Sowjetunion annektiert. Sofort beginnen die Massendeportationen. Vater Juozas, Mathematiklehrer in einem Gymnasium, Mutter Prane und die zwei Kinder Dalia, 14, und Juozas, 17, haben in ihrer Wohnung in Kaunas kaum Zeit, das Nötigste zu packen.

Dalia wird von einem Soldaten geweckt. Sie erinnert sich: „In der Nacht des 14. Juni wurde ich von einem Milizionär geweckt. Einem Litauer. Er befahl mir, mich so wie ich war zu den Eltern zu begeben. Im Schlafzimmer der Eltern sah ich meine Mutter, kreidebleich im Gesicht, und einen auf den Vater gerichteten Revolver. Ein Tschechist aus Smolensk las laut vor: . . . lebenslänglich in die entlegenen Gebiete Sibiriens . . .“ Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, um mich anzuziehen, lag meine Armbanduhr nicht mehr da.“

Der Vater wird am Bahnhof von der Familie getrennt. Dalia sieht ihn nie wieder. Im Herbst 1943 stirbt er in einem Arbeitslager im Gebiet Omsk. In seinem letzten, auf Birkenrinde geschriebenen Brief steht: „Ich sterbe vor Hunger.“

Über das Ausmaß der Deportationen schreibt Dalia Grinkeviciute später: „Am 14. Juni 1941 begannen um drei Uhr nachts auf Befehl aus Moskau gleichzeitig in allen drei baltischen Staaten Massenverhaftungen und Deportationen nach Sibirien . . . Überfüllte Züge rollten einer nach dem anderen Richtung Osten. Viele der Insassen kamen nie zurück. In den Zügen saßen Lehrer, Universitätsprofessoren, Juristen, Journalisten, Angehörige litauischer Offiziere, Diplomaten, Beamte, Bauern, Agronomen, Industrielle. Ununterbrochen fuhren Lastwagen zu den Bahnhöfen. Dort wurden die Männer und die Familienväter in separate Güterzüge gesperrt. Die Tschechisten behaupteten, dass dies nur vorübergehend sei, nur für die Zeit der Fahrt. In Wirklichkeit war das Schicksal dieser Menschen längst besiegelt. Sie sollten die Arbeitslager in Krasnojarsk und im Nordural auffüllen, zwecks Liquidierung. Die Unschuldigen stiegen in die Waggons, ohne zu wissen, dass sie bereits zum Tode Verurteilte waren, dass sie jetzt zum letzten Mal ihre Kinder, Frauen und Eltern umarmen sollten.“

Die lange Fahrt beginnt für Dalia, ihre Mutter und ihren Bruder, wie für viele andere, in einem überfüllten Viehwagon. Im westsibirischen Altaigebiet verspürt sie zum ersten Mal die Verletzung ihrer Würde: „Wir – die Waggons Nr. 19 und Nr. 20 (insgesamt 50 Menschen) – führen zum Sveklosowchos. Schon im Zug wunderte ich mich, dass sie uns mit Nummern aufrufen. Das merkwürdige Gefühl kam wieder, als ein Tschechist rief: ‚Nummer 17!‘. Ich . . . Nummer 17? Nach einigen Momenten kam ich wieder zu mir und mein Gesicht färbte sich rot vor Wut. Ich spürte, mein Herz schlug schneller und schneller. Nummer 17 aus dem Wagon Nr. 19. Das bin also ich! Gut, dass Papa das nicht hört. Ich fühlte mich, als ob mir Ketten angelegt würden. Der Blick, den der Tschechist mir zuwarf, wirkte grausamer als ein Schlag. Das war der Blick eines Sklavenhändlers, prüfend, wie viele Muskeln ich habe, ob aus mir etwas rauszuholen ist. Zum ersten Mal spürte ich, dass ich nur ein Gegenstand bin. Ich stand vor ihm und spürte einen ungeheueren Hass und das Protestgefühl eines Sklaven.“

Ein Jahr lang bleibt Dalia Grinkeviciute im Altaigebiet und arbeitet. Im Sommer 1942 geht es in den Norden Jakutiens. Die Reise dauert drei Monate, das Reiseziel liegt 800 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die Deportierten kommen mit einem Dampfer an der Mündung der Lena an. Vor ihren Augen liegen der eisige Ozean und eine unbewohnte Insel. Es ist Ende August, die Kälte aber erinnert alle an den Spätherbst. „Nichts zu sehen. Keine Menschenspur, kein Haus, keine Jurte, kein Baum, kein Busch, kein Gras – nur Tundra mit dem ewigen Frostboden, der von einer dünnen Moosschicht bedeckt ist. Und ein von einer Arktisexpedition zurückgelassenes Holzstück mit der Inschrift, dass die Insel Trofimovsk heißt.“

## Nummer 17

Zweimal hat Dalia Grinkeviciute ihre Erinnerungen an die Verbannung nach Sibirien und ihr Leben im sowjetischen Litauen aufgeschrieben. 1988 konnten sie auf Litauisch erscheinen, heute zählen sie zum Kanon der Literatur ihres Landes.

Von Vytene Muschick



Zeichnung Anke Feuchtenberger

Die Deportierten laden Bretter und Ziegel aus, der Dampfer verschwindet schnell, weil der Winter vor der Tür steht. Die 400 neuen Inselbewohner sind Frauen, Kinder und alte Menschen aus Litauen. Bald kommen ein paar hundert Finnen dazu. In größter Eile werden mit bloßen Händen aus Ziegeln, Brettern und Moos Baracken gebaut. Wenn es stürmt, dringt Schnee durch das Dach. In der Kälte friert ihr Haar an der Wand fest. Jeder Person wird ein Liegeplatz von 50 Zentimeter Breite zugewiesen.

Im November beginnt die Polarnacht. Erste Menschen sterben vor Hunger, Kälte und an Erkrankungen wie Skorbut und Durchfall. Auch Dalias Mutter erkrankt: „Ihr Gesicht ist geschwollen. Sie wiegt nicht mehr als 30 Kilogramm und sieht aus wie ein Mädchen. Ihre Rippen stechen heraus, die Beine sind dürr – nur Knochen und Haut. Ich sehe sie an und denke, ich würde es wohl schaffen, sie auf meinen eigenen Händen herauszutragen. Sie glüht wie ein Ofen. Fieber. Sie sieht nichts mehr, weil ihre Augen jetzt geschwollen sind. Juozas und ich schauen sie an und eine tiefe dunkle Angst ergreift uns beide. Wir umarmen uns und weinen . . . Mein Bruder und ich verstehen jetzt, was passiert ist: Unsere Mutter hat freiwillig den Hungertod gewählt, sie hat ihre Brotration unbemerkt an uns verteilt, und wir, hungrige Tiere, erfroren und ausgetaugt von schwerer Arbeit, verschlungen alles, ohne gefragt zu haben: ‚Mutter, hast du auch schon gegessen?‘“

Eindringlich beschreibt Dalia Grinkeviciute die lange Polarnacht des ersten Winters: „Still, wie in einem schweren Traum, vergeht die Nacht im grauisigen Grab Trofimovsk. Immer weniger Menschen kommen aus den Baracken. Entsetzliches Schweigen herrscht. Tod und Krankheit toben in den eisigen Katakomben. Keine Gespräche sind zu hören, auch über das Essen schon länger nicht. Das Ende naht. In dieser Eishöhle bin ich mit Wesen zusammen, die früher mal Menschen waren. Die früher mal lachten, flirteten, zu Besuch gingen, Besuch empfangen, sich Gedanken machten, wo der Sommerurlaub am besten zu verbringen sei . . . Hier gibt es nur drei Kategorien: Leichen, Sterbende und Kranke, die vielleicht noch zu retten sind. Wir, die überleben werden, können später Zeugnis für kommende Generationen ablegen.“

Dalia Grinkeviciute, ihre Mutter und ihr Bruder überleben den ersten Winter wie durch ein Wunder. Das unerträglich schwere Leben macht sie reifer: „Ich sitze und verstehe, dass alles, was künstlich und aufgesetzt ist, alles, was als leere Höflichkeitshülle oder als bürgerlicher Verhaltenskodex fungiert, jetzt von uns abfällt wie fremde Kleider. Im Kampf um das Leben und im Angesicht des Todes wird jeder so, wie er wirklich ist.“

Dalia blickt scharf mit den Augen einer Jugendlichen und registriert die ständige Erniedrigung und die unwürdige Behandlung im Alltag. Mit bitterer Ironie beschreibt sie eine makabre Aktion zur Leichenbeseitigung, als sich offizieller Besuch in Trofimovsk angemeldet hat: „Die Leichen verschwinden zu lassen ist leichter, als Holzstämmen zu schleppen. Sie fliegen pfeifend in die Grube. Es schimmern Arme, Beine und magere Körper. Hungrige Polarfüchse haben Beine und Arme abgenagt, manchen Gesichtern fehlen die Nasen. Die Kosaken schmeißen die Leichen nicht einzeln in die Grube – der Platz würde nicht ausreichen. Sie sind gefroren und stehen voneinander ab und werden nun also zusammengeschürt. Eine Taille einer nackten Leiche an der anderen. Es fehlt nicht an zynischen Bemerkungen.“ Sie gibt sich dennoch nicht auf.

Täglich geht Dalia zu unerträglich schweren Erwachsenenarbeit und schleppt Holzbalken. Doch trotz Müdigkeit, Kälte, Hunger und Tod lässt sie keine Gelegenheit aus, um ihren Wissenshunger zu stillen: „Licht in unserer Baracke! Auf jeder Seite von Frau Atkocaitienes Leiche steht eine Kerze. Eine ganze Kerze. Ich nutze die Gelegenheit und studiere im Kerzenlicht die Geschichte des Mittelalters.“ Es ist kaum begreiflich, dass diese jede Menschlichkeit zersetzende Umgebung das junge Mädchen nicht zerstört. Sie beißt sich vor Hunger auf die Lippen, kaut Schnee und . . . bewundert die Natur: „Und der Himmel – grandios! In allen Farben tanzt das erhabene Nordlicht. Alles erscheint hier erhaben: die grenzenlose Tundra, grausam und weit wie der Ozean, die Mündung der Lena, von riesigen Eisbrocken überfüllt, die Klippen vor der Insel Stolby, zweihundert Meter hoch. Wie kläglich und lächerlich klein erscheinen wir im Angesicht der majestätischen Arktis.“

Die letzte Erinnerung an die Verbannung ist die an eine Musiksendung im Radio: „Plötzlich hören wir bezaubernde Musik. Schwaneszene. Nein, es ist kein Traum. Das ist Musik . . . Musik . . . Musik . . . Un-

ser Leben, unsere Kindheit, unser Haus, die Eltern, das Gymnasium – alles ist wieder da . . . Wir standen auf, rannten in die stille Tundra hinaus und warfen uns in den Schnee. Die Tränen flossen und flossen, der Hals war wie zugeschnürt, uns fehlte die Luft. Wer weiß, wie lange wir in der Umarmung der eisigen Tundra lagen. Unsere Körper zitterten vor lautlosem Weinen. Unsere gestohlene Jugend weinte über die gestohlene Heimat.“

Nur weniger als die Hälfte der an die Mündung der Lena Deportierten überlebte die Verbannung. 1947 wurde einigen erlaubt, nach Kusrur und Jakutsk an der Lena umzusiedeln. Dalia Grinkeviciute darf in Jakutsk studieren, die Mutter darf den Ort der Verbannung nicht verlassen. Die Tochter versucht dennoch, gemeinsam mit der Mutter auszureisen: „Als der Dampfer kam, schmuggelte ich sie heimlich auf das Schiff und versteckte sie. Die Stunden des Wartens erschienen mir sehr lang. Endlich legten wir ab.“ Unterwegs wird die Mutter aufgespürt. Dalia landet in der Kohlegrube in Kagalas: „Im Schacht hatten wir keine Technik. Wir ar-

Hilfe geleistet hat. ‚Keine dieser Fragen konnte ich beantworten, ohne die Menschen, die uns geholfen haben, zu verraten. Deswegen habe ich sofort entgegnet: Die Wahrheit sagen kann ich nicht, lügen möchte ich nicht.‘ Die Untersuchung führt zu nichts.“

Eines Tages bekommt Dalia gegen fünf Uhr abends den Befehl, sich anzuziehen und aus der Gefängniszelle zu treten. Durch lange Korridore und Treppenhäuser wird sie von der Wache zum Hof und aus dem Gefängnistor geführt. Draußen wartet ein eleganter und gutaussehender Mann auf sie. Er begrüßt sie höflich, lächelt freundlich und bittet sie, ihm zu folgen. Auf der Straße eilen die Menschen von der Arbeit nach Hause. Die beiden mischen sich unter die Leute. „Schön und unbeschreiblich nah erschien mir an diesem Herbstabend meine Heimatstadt Kaunas. Wir streiften langsam durch die Straßen und schwiegen. Im Garten des Kriegsmuseums setzten wir uns auf eine Bank. Mir ist, als ob ich alles nur träumte. Wer hat mir diesen letzten wunderbaren Spaziergang durch meine Stadt geschenkt?“. Sie kehren zum Gefängnis zurück. Der Begleiter fragt Dalia, ob sie sich nicht wünsche, legal in Kaunas zu wohnen und zu studieren. In den nächsten Tagen könne sie aus dem Gefängnis entlassen sein. Zurück nach Jakutien müsse sie auch nicht. Nur ein kleiner Dienst sei erforderlich – eine kleine Hilfestellung für die Staatssicherheit. „Alles klar. Jetzt wusste ich, wer mein freundlicher Begleiter war.“

Dalia Grinkeviciute lehnt eine Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit ab und wird zu drei Jahren Lagerhaft verurteilt, danach soll sie in Jakutien bleiben. Über Gefängnisse in Vilnius und Moskau kommt sie ins Lager Unzag an der Bahnstation Suchobezvodnaja im Gebiet Gorkij. „Es schien, als ob Stalin hier Verstand, Ehre und Gewissen des Landes eingesperrt hat. Hier saßen Wissenschaftler, Konstrukteure, Ingenieure, Kino- und Theaterschauspieler, Universitätsprofessoren, Studenten, Ärzte und andere.“ 1953 wird Dalia Grinkeviciute nach Jakutsk verlegt.

Im Sommer 1954, ein Jahr nach Stalins Tod, wird sie aus dem Gefängnis entlassen und beginnt in Omsk Medizin zu studieren. 1956 darf sie nach Litauen zurückkehren. Das „Taufwetter“ der Chruschtschow-Ära hatte eingesetzt. 1960 schließt sie ihr Medizinstudium in Kaunas mit summa cum laude ab. Sie will arbeiten, sich nützlich machen. Obwohl sie als gute Studentin in der Stadt bleiben kann, wählt sie ein Dorfkrankenhaus als Arbeitsstätte: „In den Sechzigern herrschte in der litauischen Provinz ein großer Mangel an Ärzten. Die Arbeitsbedingungen eines Provinzarztes und eines Stadtarztes unterschieden sich gewaltig. Ein Provinzarzt hatte ein Krankenhaus mit 15 oder 25 Betten zu leiten und die medizinische Versorgung der umliegenden Dörfer zu sichern. Das übliche Verkehrsmittel blieb das Pferd, im Sommer also die Kutsche und im Winter der Schlitten. Vielleicht fand sich deswegen unter den 146 Absolventen meines Jahrgangs bei der Arbeitsvermittlung kein einziger Freiwilliger für den Dienst in der Provinz, obwohl zehn von ihnen Mitglied der Kommunistischen Partei und eine ganze Schar Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation waren.“

Grinkeviciute bekommt eine Stelle in der Gemeinde Laukuva im Rajon Silale. Schrittweise werden unter ihrer Leitung das Krankenhaus und die Ambulanz renoviert und um eine Küche und eine Wäscherei erweitert. Die Sorgen bei der Beschaffung von Baumatériel und medizinischer Ausrüstung empfindet sie als angenehm. „Ich war überzeugt: Solange ich meine Arbeit mache, werde ich keine Auseinandersetzungen mit der Sowjetmacht erleben. Ich wollte diese Auseinandersetzungen nicht und versuchte sie zu vermeiden. Bald wurde mir aber klar, dass es längst nicht so war, wie ich dachte. Im sowjetischen Alltag landet man später oder früher in Situationen, in denen man wählen muss. Handelt man so, wie es das Gewissen des Arztes einem gebietet, oder so, wie die Machthaber von einem verlangen?“

Dalia Grinkeviciute wird immer wieder mit „Aufträgen von oben“ konfrontiert, die sie nicht befolgt. Ein Beispiel: Eine Patientin bittet um eine Bescheinigung, dass sie schwere körperliche Arbeit verrichten darf. Die Ärztin ist erstaunt. Die Patientin erzählt, dass sie gerade aus der Haft im Fernen Osten zurückgekehrt sei, wo sie mehrere Jahre wegen der Mitarbeit in einer studentischen Untergrundorganisation verbringen musste. Jetzt habe sie sich bemüht, Arbeit zu finden – wegen ihrer schlechten Gesundheit in der Verwaltung, einer Näherei oder Stickerei. Sobald sich herausstellte, wer sie war und woher sie kam, verwandelten sich frühere Zusagen in Absagen. Am Ende bekam sie eher einen Befehl als einen Vorschlag – Ziegel im Kolchos zu schleppen. Nun saß sie vor der Ärztin und bat um diese merkwürdige Bescheinigung. „Vor mir saß eine bleiche Frau, die ihre besten zwölf Jahre in den Lagern verbracht und ihre Gesundheit dort verloren hatte. Auf welche Seite sollte ich mich stellen? Ich konnte doch nicht mithelfen, diese unglückliche Frau physisch und moralisch noch mehr zu zersetzen? Und wie staunte sie, als ich ihr eine gegenständige Bescheinigung ausstellte, dass sie wegen ihres schlechten Gesundheitszustands keine schwere körperliche Arbeit verrichten darf.“

Die Rückkehrer aus Sibirien sind Menschen zweiter Klasse: rechtlos, unerwünscht und benachteiligt. In der Sowjetunion haben sie nur eine einzige Möglichkeit, mit ihrer Geschichte zu leben: Schweigen und bedingungslose Verdrängung. Dalia Grinkeviciute wagt dennoch, ihre Mutter zu exhumieren. Zwölf Jahre ruhte die Leiche schon im Keller. Dalia Grinkeviciute will sie nun auf einem Friedhof beerdigen.

Im Februar 1962 geht sie zum KGB in Kaunas. Früher wagte sie diesen Schritt nicht, weil sie Schwierigkeiten beim Studium fürchtete: „Ich sagte, ich sei gekommen, um mitzuteilen, was sie schon seit langem wissen wollten. Meine Gesprächspartner bekamen einen hoffnungsvollen Gesichtsausdruck. Sie hofften bestimmt, dass ich ihnen nützliche Informationen liefere. Ich erzählte ihnen, unter welchen Umständen meine Mutter starb. Verwies darauf, wo und wann sie beerdigt wurde, und bat um die Genehmigung, sie auf einen Friedhof zu versetzen. Das Lächeln verschwand aus den Gesichtern. Es herrschte ein bedrücktes Schweigen.“

Die Exhumierung findet am 13. Februar in Begleitung von Staatsanwaltschaft und einer Gruppe von Studenten der Gerichtsmedizin statt. „Es war ein klarer Wintertag. Als wir den Friedhof erreichten, wurde es plötzlich stockdunkel und ein Schneesturm legte über uns hinweg. Als wir den Sarg in die Grube einließen, war kaum etwas zu sehen. Es schien, als ob die erbotenen Trofimovsker Schneestürme ihrem Flüchtling bis hierher gefolgt wären. Als die Grube zugeschüttet war, legte sich der Sturm, und die Sonne kam wieder hervor. Wir haben sie in Kaunas am steilen Ufer der Neris beerdigt, an einem sehr schönen Platz.“

Nach dem Begräbnis bekommt Dalia Grinkeviciute eine öffentliche Rüge, weil sie am 13. Februar dem Arbeitsplatz ferngeblieben sei. „Die Partei gab mir zu verstehen, dass ich mich nicht an die Vergangenheit erinnern und über sie reden darf, wenn ich weiter in Litauen leben und arbeiten will. Meine Eltern soll ich aus der Erinnerung streichen, als ob es sie niemals gegeben hätte.“ Eine Hetzkampagne beginnt. Beim Parteikomitee geht eine Beschwerde gegen die Ärztin ein. Man wirft ihr unter anderem vor, dass sie es abgelehnt habe, einen Vortrag zum Thema zu halten. „Das Wohl des Volkes ist das oberste Ziel der Partei“. Ihre Begründung: Die Parteimitglieder seien eher auf eigenen Wohlstand und ihre Privilegien bedacht als auf das Wohl des Volkes. Ein anderer Vorwurf lautet, sie habe behauptet, es gebe eine Zwei-Klassen-Medizin: eine für das gemeine Volk und eine für die Nomenklatura.

Ein ungleicher Kampf beginnt. Am Ende verliert Dalia Grinkeviciute ihre Arbeit im Krankenhaus und sieht sich öffentlichen Angriffen ausgesetzt. Trotz allem behält sie ihre Freunde, und es bleibt ihr die Anerkennung der Patienten, die sie nun zu Hause aufsuchen und um Hilfe bitten. Wie in Sibirien gibt sie sich selbst Halt: „Ich sagte mir nur: Halte durch! Halte mit deinen letzten Kräften durch! Liefere dich nicht deiner Hoffnungslosigkeit aus, sammle deine restlichen geistigen Kräfte. Sie wollen doch nur dein seelisches Gleichgewicht zerstören. Deren größter Wunsch ist doch, dich am Boden zu sehen, total zersetzt und gehorsam, mit der Unterwürfigkeit einer Sklavin . . . Du brauchst dich nicht zu schämen. Man sollte sich nur schämen, wenn man ein Werkzeug geworden ist, um andere zu unterdrücken.“

Bis zuletzt hält Dalia Grinkeviciute sich aufrecht, mit dem Stolz eines freien Menschen in einer unfreien Umgebung. Sie ist ohne Arbeit, ohne staatliche Rente und lebt im Haus der Freundin, weil ihr die staatliche Rente weggenommen wurde. Als sie eines Tages bei der Miliz eine schriftliche Erklärung wegen ihres unsolidarischen Verhaltens der Gesellschaft gegenüber abgeben muss, erklärt sie dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Rajons Silale, warum sie nicht arbeitet. „Einen Menschen Schmarotzer und Parasiten zu nennen, der 29 Jahre gearbeitet hat – zum Teil sogar im hohen Norden, was offiziell als doppelte Arbeitszeit gerechnet wird –, ist eine Beleidigung. Ich fühle mich weder der Gesellschaft noch dem Staat gegenüber schuldig. Wenn wir schon über Schuld sprechen: Sie sind schuldig, weil sie mir alles weggenommen haben: meinen Vater, meine Mutter, meine schönsten Lebensjahre, die ich in Gefängnissen und Verbannung verbracht habe, meine Gesundheit und viele Arbeitsjahre. Was soll ich Ihnen noch geben?“

Am 12. September 1977 verfasste sie ein Schreiben an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und bittet um eine Ausreiselerlaubnis. „Ich bin kein Mensch, den man grundlos beschuldigen und schubsen kann, wenn man nur will. Ich kann nicht länger dort leben, wo für die Bewertung meiner Arbeit das Hauptargument die KGB-Akte ist.“ Dalia Grinkeviciute erinnert sich, wie glücklich sie war, als sie 1951 im Untersuchungsgefängnis in Kaunas durch die Gitter ein kleines Stückchen des litauischen Himmels erblickte. „Damals konnte ich mir kaum vorstellen, dass ich einmal eigenständig um die Erlaubnis bitten würde, Litauen zu verlassen . . .“ Der Wunsch wird ihr verwehrt. Dalia Grinkeviciute stirbt am 25. Dezember 1987 in Kaunas an Krebs.

Im Haus ihrer inzwischen verstorbenen Freundin Aldona Sulskyte, dort, wo Dalia Grinkeviciute die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte, ist mittlerweile ein kleines privates Museum entstanden. Dessen Zukunft ist ungewiss, nicht aber die der Erinnerungen der Dalia Grinkeviciute.

1992 tauchten ihre in einem Weckglas konservierten Jugenderinnerungen nach 42 Jahren unterirdischer Verbannung in einem Blumenbeet wieder auf. Sie wurden restauriert und 1997 vom Schriftstellerverband als Buch herausgegeben. Heute gehören sie zum Kanon der litauischen Literatur.



Die Verfasserin ist freie Übersetzerin.